

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 50

Sonntag, den 12. Dezember

1915

Eine ungeliebte Frau.

Roman von Marie Hartung.

(Fortschung.)

(Nachdruck verboten.)

Baronin Strehlen ist auf Konstanzen's Zimmer auf einen Stuhl gesunken, trübe blicken die treuen, guten Augen in das schwelende Licht der Kerzen, die auf Konstanzen's Toilettentisch brennen. Ihre Hände sind gefaltet, Seufzer um Seufzer entwinden sich ihrer Brust.

„Wie mag das enden?“ So denkt auch sie heute wie schon so oft vor dem.

Alle ihre Kraft zusammennehmend, humpelt sie durch den langen Gang zum rechten Seitenflügel. Zum erstenmal, seitdem das junge Paar dort wohnt, betritt sie ihn.

Mit blassen, verängstigten Gesichtern stehen die Dienstboten beisammen, als sie die Baronin erblicken, machen sie ehrerbietig Platz.

In Mariannens Zimmer steht Herbert mit dem Arzt, sein Gesicht ist blass und verstört, er scheint um Jahre gealtert. Als er seine Mutter erblickt, fährt er zusammen.

„Mutter, du? Wie konntest du den weiten Weg hierher machen?“

„Der Liebe ist vieles möglich, mein Sohn. Wo ist Marianne? Was fehlt ihr?“

Der Arzt fürchtet hochgradiges Nervenfieber. „Mutter, wenn sie mir genommen würde, ich ertrüge es nicht.“

Auf den Arm des Sohnes gestützt, tritt die Mutter an das Krankenlager Mariannens.

Mit weitgeöffneten, glanzlosen Augen liegt sie in den weißen Kissen. Die schmalen, weißen Hände zucken auf der seidenen Decke unruhig hin und her. Verzweifelt sinkt Herbert am Bett nieder, in grenzenlosem Schmerz wirgt er den Kopf in die Kissen.

Tage und Wochen schwebt der Teufel über Marlitten. Mehrere Ärzte werden zu Rate gezogen, aber alle zuden bedenklich die Schwestern. Hermine von Brefeld ist herübergekommen, die Cousine und Freundin zu pflegen, auch Tante Erna hat sich für ein paar Tage freigemacht. Marianne erkennt niemanden. Wilde Fieberphantasien wechseln mit völliger Apathie. Ein Name zieht sich durch alle Fieberreden: „Herbert!“

„In grenzenloser Qual lähmt Herbert auf, wenn sein Name immer und immer wieder über die Lippen der Kranken kommt, bald in heißer, sehnsuchtsvoller Liebe, bald in unsagbarem Schmerz.“

Deslows sind in dieser schweren Zeit auf Marlitten häufige Gäste. Grete Deslow hat sich erboten, mit Hermine die Pflege zu teilen, um sich auf ihren zukünftigen Beruf vorzubereiten.

So lange Marianne am Rande des Grabs schwebt, kann sie nicht fort, erst muß sie helfen, die geliebte Freundin dem Tode abzuringen. Tante Erna und Baronin Strehlen haben ihre Jugendbekanntschaft wieder aufgefrischt, öfter als je wird auch der Name „Marianne von Brefeld“ in diesen Tagen genannt. Tante Erna mit ihrem geraden, frischen Wesen gewinnt sich schnell aller Herzen. Herbert bringt der Tante seiner Frau eine warme Verehrung entgegen. Sein ganzes Herz hat er ihr ausgeschüttet, sie versteht es aber auch wie niemand sonst zu raten und zu trösten, ohne mit ihrem Rat und ihrer Hilfe aufdringlich zu erscheinen. Konstanze hat vor einigen Tagen die Anzeige ihrer Vermählung geschickt. Herbert nahm die feine, goldgeränderte Karte und warf sie in den flackernden Kamin. Jede Erinnerung an Konstanze sollte ausgelöscht werden.

Erna von Brefeld steht vor einem Porträt Konstanzen in der Baronin's Zimmer. Sie ist zum Abschiednehmen gekommen, in einigen Stunden muß sie reisen. Herbert hat sie zum Zimmer der Mutter begleitet. Marianne geht es seit gestern etwas besser, die Apathie scheint zu schwanden, auch nimmt sie etwas mehr Nahrung zu sich. Die Ärzte haben wieder Hoffnung. Herbert atmet auf. Nach der Qual der letzten Wochen endlich ein Freuden- schimmer. Tante Erna erklärt, abreisen zu müssen.

„Weihnachten ist vor der Tür, und mein Bruder ist allein auf Brefeld. Wer soll ihm den Baum schmücken, wer dem Gesinde die Gaben verteilen, wenn die stellvertretende Hausfrau fehlt?“ bemerkt sie auf alle Bitten, die sie zu längerem Bleiben bewegen wollen.

Nun ist sie zum letztenmal zur Baronin gegangen, da feiert Konstanze Bild ihre Aufmerksamkeit. Baronin Strehlen ist noch nicht anwesend, sie hat für ein Weilchen um Entschuldigung bitten lassen, da sie, müde vom vielen Wachen und Sorgen, sich ein wenig zur Ruhe gelegt hatte. Herbert steht mit dem Rücken gegen den Kamin, die Arme verschränkt, so blidet er fast finster auf Baronin Erna.

Was findest du so Beachtenswertes an dem Bilde, Tante Erna? Ich wünschte, Mama gäbe ihm einen anderen Platz. Hier, wo es so sehr in die Augen fällt, ist es nach meiner Meinung wenig angebracht.“ Tante Erna wendet sich ein wenig zur Seite.

„Ist das Konstanze, Herbert? Ich dachte es mir; so habe ich mir das Mädchen gedacht, das euer Glück zerstörte. Schön ist sie, ich verstehe den Zauber gar wohl, den sie mit ihrem diabolischen Lächeln über die Männerherzen ausübt. Auf die Dauer beglücken kann eine solche Frau aber niemals, dazu ist sie zu schillernd, zu unruhig. Sie verlangt nach dem Weihrauch der Schmeideleien, ihre Oberflächlichkeit wird sich niemals an dem stillen, schlichten Glück einer reinen, lieben Liebe genügen lassen.“



General Groener

"Wie scharf du zeichnen kannst, Tante Erna. Ja, so war spontaner, heiter und leidenschaftlich, und doch handelte sie mit den Männerherzen. Sie war kein gutes Weib, keines von denen, welchen wir die Ehre unseres häuslichen Herdes, das Seelenheil unserer Kinder anvertrauen möchten, wenn die Leidenschaft uns nicht verbündete."

"Du sprichst ein wahres Wort, Herbert. Leidenschaftlichkeit und Genußsucht stehen oben an der Liste der Eigenschaften unserer heutigen Gesellschaft. Zielloses Genießen auf der einen Seite, schrankenloser Erwerb auf der anderen. Die Triebfeder zu allem ist die Leidenschaft, die wieder ihren Ursprung hat in der Entnervung der Menschheit. Früher war man viel glücklicher, weil man zufriedener war. Eine ruhige, harmonische Häuslichkeit war das Ideal der deutschen Frau. Die Liebe zu Mann und Kindern füllte ihr Leben vollständig aus. Und man war doch froh und glücklich, man genoß die Freuden, die sich boten mit reinem, zufriedenem Herzen. Man brauchte sie eben nicht, wie die Frau von heute es so oft muß, zur Befriedigung seiner Leidenschaft, zur Betäubung der inneren Stimme, die immer noch Gewissen heißt, soviel man auch dagegen reden mag. Dass ein solches Hasseln und Jagen nach Vergnügungen erschafft und entnervt, ist selbstverständlich. Dass da, wo ungeheure Summen vergeudet werden, auch ungeheure Summen eingenommen werden müssen, will man einigermaßen das Gleichgewicht halten, ist selbstverständlich. Doch wir irren zu weit ab vom Wege, ich wollte dir nur Konstanze's Charakter zeigen, und nun male ich dir ein Bild unserer heutigen Frauenvelt."

"Konstanze paßt aber in den Rahmen des Zeitbildes, wie die Faust aufs Auge, Tante Erna. Wie oft schon bin ich dem Schicksal dankbar gewesen, daß es mich davor bewahrt hat, sie als Gattin hinzuführen."

"Ja, ihr waret niemals glücklich geworden, Herbert. Ihr seid zu verschiedene Naturen. Aber auch jetzt bist du nicht glücklich und doch könntet ihr es sein, beide so liebe, prächtige Menschenkinder. Ihr habt euch nur in dem Wege geirrt, der euch zusammen führt. Darf eine alte Frau, die euch hierin einen Rat geben, Herbert? Im ganzen soll man sich nie zwischen zwei Eheleute drängen, es tut nicht gut, aber zuweilen darf man doch eine Ausnahme machen."

"Bitte, Tante

Erna, sprich! Du bist ebenso gut als klug, also kann ich von deinem Rat nur profitieren."

"Ja, Herbert, und ich kenne Marianne. Sie ist eine echte Breslau mit einem starken, großzügigem Charakter. Dazu hat sie aber auch die ihrer Mutter eigene empfindliche Natur geerbt. Starke Charaktere aber können nur durch noch größere Stärke bezwungen werden. Nicht bittend, nicht demütig darfst du zu ihr kommen, sondern als Mann und als ihr Gatte mußt du fordern, was dein gutes Recht ist. Nur so wirst du ihr wirklich imponieren. Ruhig bestimmt mußt du fordern, nicht mit leidenschaftlichem Drängen, nicht mit demütiger Bitte. Sie muß zu dir kommen, nicht du zu ihr. Zeige ihr, daß du eine Herrennatur bist, zeige dich ihr gegenüber souverän, aber nicht despötzisch. Denn Despotismus vertragen solche starke Naturen wiederum nicht. Sie beugen sich nur vor unbestrittenem Recht, aber sie beugen sich willig und gern, wenn sie einsehen: dein Gatte ist klüger als du, seine Natur ist die stärkere, aber er ist auch unbestechlich rechtlich, er fordert deine Unterwerfung nur, weil er in seinem vollen Rechte ist, weil er als Mann nicht anders handeln kann, nicht weil es ihm Freude macht, deine Selbständigkeit zu unterdrücken. Starke Naturen sind offen und ehrlich, von unbestechlichem Gerechtigkeitsgefühl, nie darf man dasselbe despötzisch unterdrücken wollen. Versuche es einmal, Marianne in dieser Weise zu behandeln und du wirst sehen, sie wird sich dir wortlos zu eigen geben."



Geh.-Rat Professor R. Willstätter.

Den Nobel-Preis für Physik für das Jahr 1915 erhielt der bekannte deutsche Gelehrte Geh.-Rat Professor R. Willstätter in Berlin.

Herbert hält sich über Tante Ernas Hände und führt sie an seine Lippen.

"Du magst recht haben, Tante Erna! Ich habe Marianne nicht gekannt, mir niemals Weile gegeben, ihre Eigenart zu verstehen; und doch kann ja so ein intimes Zusammensein sehr harmonisch sein, wenn eines den andern voll und ganz würdig und begreift. Vielleicht ist es zum Erfassen des Glückes noch nicht zu spät, wenn wir jetzt ein neues Leben beginnen."

"Zum Glück ist es nie zu spät, Herbert, und sollte es nur einen kurzen Tag währen, so lohnte es sich doch der Mühe, es zu erringen. Viel besser einen Tag schrankenlos glücklich, als nie gelannt zu haben, was glücklich sein heißt. Nur darf man das Glück durch eigene Schuld nicht verlieren, denn dann wird die Neue die Erinnerung trüben."

"Tante Erna, du hast so viel Verstand und Herzengüte, bist ein so großer, guter Mensch, ich habe mich schon hundertmal gefragt, warum du unvermählt geblieben bist."

"Ja, Herbert, ein armes, adliges Mädchen hat keine Auswahl. Es muß nehmen, was sich ihm bietet oder es muß unvermählt bleiben. Ich habe das letztere vorgezogen, und ich habe es bis zur Stunde nicht bereut. Ich habe alle meine Liebe meinen Geschwistern und ihren so früh mitterlos gewordenen Kindern gegeben. In dieser Hingabe habe ich mein Glück gesucht und gefunden. Es ist nicht nur immer die Liebe des Mannes, die unser Glück in sich schließt. Doch ich wollte von anderen reden und nicht von mir. Mein Leben naht sich seinem Ende, eures steht erst in der Blüte. Aber mir bangt nicht um euer Glück. Ihr seid beide gut und edel, es wird und muß sich ein Weg von Herz zu Herz finden, wenn ihr nur guten Willens seid. Anders wird es mit Konstanze sein, ich fürchte, die wird niemals glücklich, denn das Glück muß von innen herauskommen, in Neuerlichkeiten wird es niemals gefunden. Doch da ist deine Mutter, Herbert, ich möchte noch ein wenig mit ihr plaudern. Wir haben dich wohl gar sehr gestört, liebe Hilde. Es tut mir sehr leid, aber mir bleibt nur noch kurze Zeit, um Abschied zu nehmen, und ich wollte doch nicht fortgehen, ohne dir Lebewohl gesagt zu haben."



Professor M. v. Laue.

Der Nobel-Preis für Physik für das Jahr 1914, der im vergangenen Jahre bekanntlich nicht zur Verteilung gelangte, wurde dem deutschen Professor M. v. Laue auferkannt.

ter. Doch was macht Marianne?"

"Sie fühlt sich den Umständen angemessen leidlich wohl, ich kann sie ohne Sorge verlassen, weiß ich sie ja auch in guter Pflege. Hermine wird noch einige Tage hier bleiben, jed'ch zum heiligen Abend wird mein Bruder sie wohl gerne wieder bei sich haben."

"Aber gewiß, natürlich! Es wäre ja vermesssen, wollten wir sie hier festhalten."

Noch eine Weile plaudern die beiden Damen zusammen, dann geht Tante Erna noch einmal zu Marianne. Mit tränenauffeuchten Augen nimmt sie Abschied. Sie sagt nicht viel, noch darf sie Marianne ja nicht erregen.

"Auf frohes, glückliches Wiedersehen, Liebling! In einigen Wochen werde ich wiederkommen, dann möchte ich unsere Patientin aber in Ausübung ihrer Praxis als Hausfrau begrüßen. Man muß gesund sein wollen, Marianne, dann wird man es rasch."

Marianne lächelt, sie blickt dem Gatten nach, der Tante Erna hinausbegleitet, und ein eigenes Lächeln flammt in ihren Augen.

Herbert nimmt sich vor, Tante Ernas Rat genau zu befolgen. Er will und muß Marianne wiederholen. All seine freie Zeit bringt er an ihrem Krankenlager zu. Er bringt ihr Blumen und Früchte, er plaudert mit ihr über allerlei alltägliche Dinge oder liest ihr vor. Stets bleibt er sich gleich, in ruhig r

Gesundheit, aber niemals verliebt er sich an einer vertraulichen Freundschaft. Er hat lieben, wie sie zusammenstehen, wie es ihr ersten Male bewußt wurde, daß sie mit ihm allein sei, aber er hat getan, als bemerkte er ihr Erschrecken nicht. Ruhig hat er sich neben sie gesetzt, unbesangen und harmlos mit ihr geplaudert. Und nun lauscht sie gespannt auf den Schall seiner Tritte, ein Freundschaftsschimmer erhellte ihr Antlitz, wenn er kommt.

So ist es heiliger Abend geworden, auch Hermine ist abgereist. Draußen liegt füllhoher Schnee, der Winterwald gleicht in seiner glitzernden Pracht einem Märchenpalast. Grete ist am Morgen mit ihrem Ponyschlitten auf Maritzen gewesen, um sich nach Mariannens Gefinden zu erkundigen.

Eine tüchtige Pflegerin ist an Hermine's Stelle getreten, da Marianne noch immer guter Pflege bedarf. Sie ist so ungemein schlank und zart geworden.

"Mich könne ihr hier nicht gebrauchen!" hat Grete lachend gesagt. "Na, ich nehme es euch auch nicht übel, daß ihr euch auf einen jungen Saufwind nicht verlassen wollt."

"Nein, Schwester Charitas, so ist's nicht gemeint, aber wir wollen dich den deinen nicht entziehen."

Da erfährt Marianne zum erstenmal von Gretens Vorhaben. "Grete, du Krankenschwester? Kind, hast du dir denn auch vorgestellt, welch einen schweren Beruf du dir erwählt hast?"

"Gerade darum, Marianne! An etwas Schwierigem muß ich das Übermaß meiner jungen Jugend ausprobieren. Ich freue mich törichtlich. Weißt du, das ist ein erhabenes Gefühl, wenn man dem Tod eine Beute abgerungen hat."

"Wenn man aber unterlegen ist, was dann?"

"Nun, dann gibt man sich geduldig in Gottes Willen und denkt, über ihn können wir nicht, er ist Herr über Leben und Tod."

"Du hast eine beneidenswerte Natur, Grete. Sich so leicht jeder Lage anpassen, das kann nicht jeder. Ich wünschte oft, meine Natur wäre weniger schweißig."

"Nein, Marianne!" mischt sich jetzt Herbert ein, "deine Natur ist gerade so, wie sie dir paßt. Du bist als Kind viel allein gewesen, hast den Umgang mit fröhlichen Kindern entbehren müssen, da hast du viel gedacht, hast dir über Menschen und Dinge dein eigenes Urteil gebildet. Ich habe deine kindlichen Aufzeichnungen gelesen und mich oft darüber gewundert. Was hast du damals wohl von dem Knaben gedacht, der dein Geld genommen und dir es nicht wiedergab?"

"Du konntest das doch nicht, wir waren doch nicht mehr in dem Hause. Aber weißt du, Herbert, daß du mir damals sehr gefiehlst? So trost, so trostig, wie fest du mein Geld zurück, es schien mir etwas so Großes, Gewaltiges, trotz der zwingenden Not, fremde Hilfe abzuweisen."

"Und nun hat dich der Knabe als Mann enttäuscht, Marianne?"

Er hat ihre Hände erfaßt, zum erstenmal hält er sie mit festem Druck umschlossen. Sie lächelt ein wenig verlegen, als er ihr forschend in die Augen blickt.

Grete ist unbemerkt hinausgegangen, als das Gespräch eine intime Wendung nimmt, Marianne und Herbert haben es nicht bemerkt.

"Ein klein wenig ja!" erwidert sie auf seine Frage.

Er hat ihre Hände wieder losgelassen, mit lächelndem Gesicht setzt er sich ruhig nieder.

"So geht's uns so oft im Leben, Marianne, wir werden so oft enttäuscht. Wohl dem, der an Menschen und Dinge nicht einen allzu hohen Maßstab legt."

Marianne ist enttäuscht, sie versteht den Gatten nicht, er ist wie umgewandelt, und doch, so wie jetzt, sieht sie ihn gerne, so ruhig und selbstbewußt. In der großen Halle wird für die Diener-

schaff am Abend der Raum eingeschoben. Baronin Streichen leitet die Feier und verteilt die Gaben, wie sie es sonst getan. Marianne ist ja noch zu schwach, um hinabkommen zu können. Sie sitzt oben in ihrem Zimmer am Fenster, die Hände gefaltet. Die heilige Nacht sentzt sich auf die Erde herab. Millionen Sterne funfeln am nächtlichen Himmel, sie füllen das Zimmer mit goldigem, magischem Licht. "Macht kein Licht!" hat sie gebeten, als alle zur Bescherung hinabgingen. "Es ist so traurlich hier oben beim Sternenlicht zu sitzen und zu träumen. Sie hört die helle Kinderstimme, jubelnde Weihnachtslieder singen; wie fernes Meeresrauschen tönt das Stimmengemurmel an ihr Ohr. Eine breite Lichtflut fällt auf die Steinfliesen des Vorplatzes, von dem der glitzernde, funkeln Schnee sein säuberlich abgekehrt ist.

Draußen in Herberts Zimmer steht der Baum, den er eigentlich für sein Weib geschmückt. Wenn die Feier unten zu Ende ist, wird man unter sich Weihnachten feiern. Herbert hat sie gefragt, was sie sich wünsche! Ach, sie hätte so gern ihre Arme um seinen Hals geschlungen und gesagt: "Ach, nur deine Liebe! Habe ich die, dann habe ich genug"; aber wieder war es die eigene Scheu, die sie stets in seiner Nähe befiel und sie hinderte, ihren Gefühlen Ausdruck zu geben.

Unten werden Türen geöffnet und geschlossen. Die Arbeiter mit ihren Familien gehen nach Hause. Jubelnde Kinderstimmen dringen durch die stille Winternacht. Auf der Treppe erschallen Schritte. Marianne weiß, nun wird Herbert bald kommen, um sie in sein Zimmer zu holen. Sie war noch niemals dort bei ihm, warum er wohl den Baum gerade in sein Zimmer hat bringen lassen? Die Tür öffnet sich, sie zuckt leicht zusammen.

"Noch im Dunkeln, Marianne? Hat man dich denn ganz vergessen?"

"Rein, man hat mich nicht vergessen. Bitte, las kein Licht bringen, im Dunkeln träumt es sich so schön. Herbert, sehe dich ein wenig zu mir, las uns von der Vergangenheit plaudern."

"Wenn du dich stark genug fühlst, Kind, sonst lassen wir sie lieb er ruhen."

"Ach, Herbert, einmal müssen wir doch darüber sprechen, muß es denn nicht einmal klar zwischen uns werden? Heute ist heiliger Abend, die Nacht der Freude und des Friedens bricht an, sollen wir da nicht auch Frieden schließen?"

"Haben wir denn Fehde, Marianne? Ich denke doch nicht."

Er hat eine Hand auf die Armlehne ihres Sessels gelegt, da beugt sie sich plötzlich nieder und legt ihre Wange auf seine kalte Hand, Träne um Träne rollt ihr über die Wangen.

Herbert zuckt zusammen, als er die warmen Tropfen auf seiner Hand spürt. Am liebsten nähme er sein junges Weib jetzt in die Arme und hielt sie recht fest an seiner Brust, aber er bezwingt sich. Tante Erna hat ja gesagt: "Sie muß zu dir kommen, nicht du zu ihr, sie muß fühlen und empfinden, daß du ihr Herr bist, daß du ein Recht hast zu fordern, und nicht nur zu bitten." Er fühlt, daß sie recht hat, er, der sich nichts mehr vergeben, zu lange schon hat er als Bittender neben ihr gelebt. Sanft streichelt er nur ihr Haar und mitleidig, wie man zu einem kranken Kinde spricht, so spricht er nun auch zu ihr:

"Fühlst du dich heute schlechter, Marianne? Es sollte mir sehr leid tun, Mama freut sich so sehr auf ein paar Überraschungen, die sie für dich hat."

"Nein, Herbert, ich fühle mich so wohl wie immer, es ist nur eine vorübergehende Schwäche, sie wird gleich überwunden sein."

Geduldig wartet er, bis sie ihre Tränen getrocknet hat, dann legt er sanft den Arm um sie, um sie zum Christbaum hinüberzuführen. Marianne zuckt zusammen, als sie die Verführung seines Armes spürt, und dann plötzlich legt sie in heiklem, leidenschaftlichem Weinen den Kopf an seine Schulter.



Die Wirkung der deutschen und österreichisch-ungarischen schweren Geschütze an der Donau:
Die Überreste einer serbischen Donaubefestigung.



Seite 306.

Eine ungeliebte Frau.

ver. 30.

Herbert, habe mich doch ein bißchen lieb! Sieh', fühlst du's denn nicht, wie notwendig mir deine Liebe zum Leben ist? Ohne deine Liebe wird mir keine Gesundheit, denn die Kraft und die Lust zum Leben kann mir nur aus deiner Liebe kommen."

Fester zieht Herbert die Weinende an sich, ganz dicht an ihrem Ohr flüstert er: "Meine, Marianne! Zweifle nie an meiner Liebe, sie gehört dir, nur dir voll und ganz! Sie wird dir auch immer gehören, was auch kommen mag. Aber erst muß es klar zwischen uns werden. Werde nur erst wieder ganz gesund, dann reden wir wieder miteinander. Sieh', so viel liegt unausgesprochen zwischen uns, das muß erst beseitigt werden. Ich bin ein Mann, Marianne, und Männer vergessen nicht so leicht als Frauen. Du hast meine Liebe so oft fast zurückgestoßen, hast mich in meiner Manneslehr so tief beleidigt, ich brauche lange Zeit, um darüber hinwegzukommen. Die Liebe überwindet alles, sie wird auch dies überwinden, aber erst, wenn es ganz klar zwischen uns ist, wenn ich weiß, daß du dich mit freiem, mit freudigem Herzen mir ganz zu eigen bist. Verstehst es wohl, Marianne, ganz will ich dich haben, nur in der innigsten Gemeinschaft können Mann und Weib glücklich werden."

Ein Leuchten geht über Mariannens Blüte, beide Arme schlingt sie um Herberts Nacken, dann bietet sie ihm die Lippen zum Kuss. Tief versinkt er den strahlenden Blick in Mariannens Augen. Leise berührt sein Mund die noch so blässen Lippen.

"Meine Marianne! Wir werden glücklich werden, ich fühle es! sei also getrost und sorge, daß du recht bald wieder ganz gesund wirst. Nun aber trockne deine Tränen, Liebling, und komm zur Mutter. Sie soll nicht sehen, daß du geweint hast, sie hat dich ja so lieb, sie möchte alle deine Wünsche so gerne befriedigen. Hast du denn keinen besonderen Wunsch für's Christkindlein?"

Sie schmiegt ihre Wangen an die seine.

"Ja, einen ganz großen Wunsch sogar, mein Liebster, deine Liebe. Habe ich die, habe ich alles genug. Ohne deine Liebe aber kann ich nicht leben."

Er küßt sie noch einmal, warm und innig, er fühlt, wie sie in seinen Armen erzittert vor Glückseligkeit. Ihm bangt vor der Aussprache jetzt nicht mehr, sie muß ja Klarheit und mit der Klarheit Glück und Frieden bringen.

Als sie Seite an Seite unter dem strahlenden Herzenlicht des Christbaums stehen, als sie die pure Seligkeit in beider Bügen sieht, da zweifelt auch die Baronin nicht länger, daß alles sich zum Guten wenden wird.



Ein Regiment der bekannten Tiroler Kaiserjäger im Marsch durch das Hochgebirge.

XI.

Seit dem Christabend schreitet Mariannens Besserung mit riesenschritten vorwärts. Sie sehnt sich ja danach, gesund zu werden. Gegen Mitte Januar nimmt sie ihre häuslichen Pflichten wieder auf.

"Läßt mich nur!" bittet sie den Gatten, der es ihr wehren will, "ich werde so am schnellsten gefunden."

Und Herbert läßt sie gewähren, er freut sich, wenn er beim Nachhausekommen Mariannens schlank Gestalt seiner harrend am Teetisch findet, oder wenn sie gar auf der Terrasse steht und nach ihm Ausschau hält. Und erst die Abende, wie gemütlich sind sie! Meistens sitzt auch Mama Strehlen in einem behaglichen Sessel am Kamin, sie lauscht dem liebendem, nedlichen Geplauder, während draußen sich die eisig kalte Winternacht auf Feld und Flur senkt, während der Wind um Türen und Zinnen heult oder der schaurige, langgezogene Ruf einer Eule durch die nächtliche Kälte schrillt. Im Wohnzimmer am Kamin aber ist's gemütlich. Da leuchten und knistern die Flammen und umleden gierig die dicken Buchenstäbe, da summt und singt die Teemaschine zu dem traulichen Geplauder der drei oder Marianne singt gar ein Lied, zu dem Herbert sie begleitet.

Ab und zu kommen auch Deslow, sonst empfängt man noch keinen Besuch, da Marianne sich noch nicht stark genug fühlt, die

so lange bleiben mag? Sie öffnet ein Fenster und horcht hinaus, kein Hufschlag läßt sich noch vernehmen. Auf dem Hof hinterher die Leute, das Vieh blökt in den Ställen, das Schwägen und Lachen der jungen Burschen und Mädchen dringt zu Marianne hinauf. Hinter die dunklen Waldwipfel sinkt die Sonne nieder, blutrot in seltener Klarheit! Ein prächtiges Bild der Ruhe und des Friedens!

Marianne tritt vom Fenster zurück, sie setzt sich an den Flügel. Präludierend greifen ihre Finger in die Tasten, zarte und doch gewaltige Zauberklänge entströmen dem toten Instrument. Sie singt ihre hübschen, kleinen Volkslieder, die sie mit so viel Innigkeit vorzutragen weiß. Leise ist unterdessen Herbert eingetreten. An den Türposten gelehnt, bleibt er stehen, er will die Sängerin nicht stören. Mächtig greifen die schlichten Worte und Töne an sein Herz. Marianne sieht und hört nichts, sie spielt weiter Schuberts "Frühlingsglaube".

"Die linden Lüfte sind erwacht, sie säuseln und wehen Tag und Nacht,

Sie schaffen an allen Enden.

O frischer Duft, o neuer Klang; nun armes Herz sei nicht bang.

Es muß sich alles, alles wenden!"

(Fortsetzung folgt.)

Aufgegeben.

Erzählung von Ilse E. Tromm.

(Nachdruck verboten.)

Die gesteigerte Lebensfreude, die ihren höchsten Ausdruck in der grenzenlosen Todesverachtung fand, lag auf allen Gesichtern der Soldaten, die nun endlich, nach langem Warten, zum Angriff vorgehen durften. Aus dem wolkenzerrißenen Himmel peitschten brausende Stürme über der Erde, die sich mit dem Kampfgetöse, dem Dröhnen der schweren Geschütze, dem gleichmäßigen Knattern der Maschinengewehre, dem heiseren Schreien der sturmenden Soldaten vermischte.

Das Fallen eines Kameraden erregte in diesem Augenblide das Blut nicht mehr; der Ausblick war so natürlich, so durch alles bedingt, so zur Gewohnheit geworden, daß jeder einzelne Mann sich nur wunderte, daß ihn noch kein Geschoss getroffen hatte. Die Bilder glitten eigentlich nur oberflächlich am Geiste vorüber. Die nächste Sekunde forderte schon wieder die ungeteilte Anspannung des ganzen Nervensystems.

Franz Pahl hatte plötzlich einen Schlag gegen den Kopf verspürt. Wie ein sekundenlanger ungeheuerer Druck war's gewesen. Jetzt wirbelten seine Gedanken wild durcheinander. Er wollte sich aufrecht halten, taumelte, erwachte einen Augenblick wieder zur völligen Klarheit, als er einen gleichen Druck auf seiner Brust verspürte. Er streckte die Hand aus, öffnete den Mund, wollte sagen: "Ich bin getroffen —" aber die Augen der zu rechts und links vorstürmenden Soldaten waren starr geradeaus gerichtet. Die Körper flogen in ein wenig geduckter Haltung fast geschwindlich an ihm vorüber.

Ein Blick traf ihn, und zwar von einem Freund, den er immer sehr geschätzt hatte, aber auch dieser wandte sich nicht nach dem Verwundeten, der jetzt auf die zerstörte Erde nieder-taumelte.

Franz Pahl verlor das Bewußtsein. Von seinem Körper floß durch die Uniform dieses, gesundes, rotes Blut und drang in das trockene, durstige Erdreich ein. Aus der Stirnwunde trüffelten einzelne Tropfen. Die färbten die kleine, weiße Blume, die sich unbekümmt um das Ringen der Menschheit aus dem dürrigen Gras hervorgewagt hatte.

Viele Menschen lagen um ihn. Die Raufämpfe hatten zahlreiche Opfer gefordert, ohne zu einem entscheidenden Erfolg geführt zu haben, und nun kamen beim Glommen der Sterne die Sanitäter, um die laut stöhnenden oder um Hilfe schreienden Verwundeten zu bergen. Es war eine anstrengende Arbeit, zumal zwischendurch noch fortwährend Schüsse fielen, aber ernst und stumm verrichteten die Sanitätsmannschaften ihren schweren Dienst.

Einer von ihnen trat an Pahl heran, sah ihn an den Schultern und legte ihn auf die andere Seite.

"Armer Kerl —" und nahm Marke, Brustbeutel, Uhr und Briefschaften an sich, ging dann zum nächsten Mann, um in der selben Weise zu verfahren.

Franz Pahl hörte die Worte. Er fühlte die Berührung des Sanitäters, aber alles nur wie aus weiter, unbestimmter Ferne, als ginge es ihm eigentlich persönlich gar nichts an. Er dachte nur: Ich bin ja nicht tot — er muß es doch sehen — aber da verlöschte sein Denken wieder, denn etwas legte sich über sein Gesicht, seinen Körper. Noch einmal wollte das Bewußtsein aufflackern, aber er kam nicht weiter, als bis zu einem atemraubenden Empfinden, und nun lag er lange regungslos da.

Als der Morgen graute, war jeder Laut auf dem Schlachtfelde verstummt. Mit bleichen Gesichtern lagen die Toten, Freund und Feind, friedlich nebeneinander.

Franz Pahl schlief tiefschlafend auf. Seine Lippen bewegten, bebten sie. Er hob den Arm und streckte mit fast unwillkürlicher Bewegung das Einwas von sich, das auf ihm lag — dann öffneten sich schwer und langsam seine Augenlider, jahnen das helle, blendende Licht der dicht über der Erde wie eine Feuerflocke stehenden Sonne — dann schlossen sie sich wieder. Er mußte sich erst sammeln. Allmählich lehrte sein Bewußtsein, zugleich seine Erinnerung an die letzten Ereignisse zurück.

Sturmangriff, Kopfschuß — die Brust — dann schwerwundet gefallen. — Aber war man nicht gekommen und hatte ihn holen wollen? Einer hatte seine Taschen durchsucht, er fühlte noch die Totenmarke über seine Brust gleiten. — Nun erwachte er ganz. Man hielt ihn also für tot. Aber er lebte doch. Er fühlte doch, daß sein Herz schlug, daß er den Atem einzählen konnte. Er wollte sich aufrichten, aber es ging nicht. Der Körper war bleischwer und sterbensmatt und trastlos. Ob er wohl viel Blut verloren hatte? In seiner Kehle brannte es verzehrend, seine Lippen lechzten nach einem Trunk. — Was war denn los? Ein Franzosenmantel. Man hatte ihn damit zugeschnitten. — Nun griffen die einzelnen Empfindungen stärker ineinander.

Dann war sein Geist in der Heimat. Seine Frau erhielt die Nachricht von seinem Tode. Er hörte ihr hohes Weinen, und als diese Vorstellungen mehr und mehr Gestalt annahmen, da kam ein heißer Lebenswill über ihn. Mit Anstrengung richtete er sich auf.

In diesem Augenblick fiel ein Schuß. Unwillkürlich legte Franz Pahl sich wieder auf die Erde zurück. Man hatte ihn anscheinend von den feindlichen Schüengräben aus beobachtet und schoß nun munter auf ihn. Der Schuß ging ein wenig entfernt von ihm in den Erdboden.

Also ruhig verhalten. Endlose Stunden; glühend brannte die Sonne und nirgends die Möglichkeit, sich vor den jengenden Sonnenglut zu schützen.

Ohnmacht wechselt mit rasendem Wachen, währenddem die Gedanken durch alle Phasen des Empfindens stürmten und sich verzweifelt an die letzte Hoffnung klammerten, den sintenden Tag zu erleben.

Die Nacht kam. Unter ihrem Schutz schleppte sich Franz Pahl an die toten Kameraden vorbei, die ihm Grauen einföhlten. Die Freude, zu seinem Truppen teil zurückzugehen, gab ihm übermenschliche Kräfte. Er benutzte sich dicht über dem Erdreich fortbewegend, jede Defension, die sich ihm bot, blieb Minutenlang völlig regungslos.

wenn ein naher Schuß die nächtliche Stille unterbrach.

Zu der kurzen Strecke bis zu dem ersten deutschen Kugelgraben hatte er endlose Stunden gebraucht. Nun wurde er von dem Beobachter bemerkt. Man rief ihn an, und als Pahl jetzt mit erschöpfter Stimme seinen Namen nannte, zogen sie ihn freudig in ihre Unterstände. Es wurde als ein Wunder betrachtet, daß er noch lebte, und Sanitäter schafften ihn aus der Feuerlinie ins Etappenlazarett.

Die Nachricht vom Heldentod Franz Pahls, die das Regiment der Witwe gesandt hatte, traf die junge Frau wie ein vernichtender Schlag. Doch kaum war es ihr möglich gewesen, sich in die traurige Kunde hineinzufinden, als ein zweiter Brief eintraf, der ihres Mannes Schriftzüge trug.

Die Frau hielt das Schreiben in der zitternden Hand und wagte nicht, es zu öffnen. Und als sie lange mit heißen, tränennassen Bildern auf das weiße Kuvert geschaut hatte, war es ihr, als ginge von dem Schreiben etwas Trostliches aus, das wie mit guten Händen über sie hinstrich.

Vielleicht hatte er diesen Brief in seiner letzten Stunde geschrieben, in der seine Gedanken restlos bei ihr gewesen waren,



Vom serbischen Kriegsschauplatz: Landschaft im oberen Morawikatal.

Unser Bild zeigt einen der wenigen rohischen Gebirgspfade, die den Serben auf ihrer Flucht nach Montenegro zur Verfügung stehen und auf denen Transport von Geschützen und Wagen unmöglich ist.

lupferen Soldatenfrau zu ertragen.
Mit bedrohenden Händen öffnete sie den Brief.
"Ich bin gerettet!"
Sie jubelte, weinte und hob die Hände gen Himmel.
"Gerecht — — er lebt — — Herrgott, ich danke dir!"
Und die Tränen, die aus den Augen des erlösten Weibes
rannen, entquollen dem reinsten Glück.

Geduld!

Geduld! Läßt kreisen Sonne, Mond und Sterne
Und Regenschauer mit der Sonne!
Abwechselnd über dir; Geduld erlebe!
Ein Leichtes ist's, der Clemente Wut
Im hellen Tagesscheine zu ertragen
Bei regem Augenlicht und wachem Mut.
Allein der Schlaf, darin uns Träume plagen,
Und mehr die schlaflos lange, bange Nacht,
Darin sie aus dem Hirn hinaus sich wagen,
Sie halten grausig neben uns die Wacht
Und reden Worte, welche Wahnsinn locken; —
Hinweg, hinweg! Wer gab euch solche Macht?

Albert von Chamisso.

Der Wehrbeitrag der deutschen Frau.

Von Dr. Hans Rost.

(Nachdruck verboten.)

Draußen auf den Schlachtfeldern fließen
Ströme deutschen Blutes. Zu Hause ver-
tauschen Witwen und Mütter ihr Alltags-
gewand mit dem Trauerkleide und die
Heimaterde ist naß von Muttertränen. Blut
und Tränen müssen fließen, um dem Vater-
lande den Sieg zu erringen. Wenn dann
der Friede da ist, dann stehen unsere ge-
fallenen Brüder und Männer als Helden-
söhne Deutschlands vor unseren Augen und
das Herzzeleb der Mütter unseres Volkes
erstrahlt in Verklärung — sind doch unsere
Mütter es gewesen, die dem Vaterlande
die Söhne zu seiner Verteidigung und zur
Ermöglichung des Friedens geschenkt haben.

Wir dürfen heute schon auf den Abschluß
eines glücklichen Friedens hoffen. Die
deutschen Waffen haben von Lüttich bis
Antwerpen, Flandern bis an die Maas, von
Tannenberg bis Riga, von den Masuren
und Karpathen bis Warschau und Iwan-
gorod und weit darüber hinaus gegenüber
riesigen feindlichen Soldatenheeren eine
militärische Überlegenheit und eine Kraft
zum Siege geoffenbart, daß der Sieg und der Friede in
absehbarer Zeit auf Seite Deutschlands und seiner Verbündeten
steht. Schon heute besiegt uns alle das Wort Frieden, nachdem
so ungängliche furchtbare Opfer demselben vorausgegangen sind.

Den Sieg Deutschlands werden nächst Gottes Hilfe drei
Dinge herbeiführen: die deutsche Ordnung und Organisation, die
deutsche Technik und die deutsche Kinderstube. Wenn die Sieges-
lorbeer vertheilt werden, dann gebührt der deutschen Mutter mit
ihren Söhnen ein Löwenanteil. Jetzt, wo seit Monaten Zug um
Zug mit Soldaten gefüllt auf die Schlachtfelder hinausrollt, jetzt
erkennen wir dankbar das Wirken der deutschen Mutter, die Söhne
fürs Vaterland in stiller Hingabe an ihre Pflicht groß gezogen hat.

Der Krieg hat so manchen Zustand unseres öffentlichen Lebens
grell und klar beleuchtet. Wir wußten außer dem Problem der
Föderierung unserer Volkswirtschaft und der dadurch aufgerollten
Ernährungsfrage unseres Volkes kein zweites Problem, das durch
den Krieg so scharf und unbarmherzig klargelegt worden wäre,
wie die Frage des Geburtenrückgangs. Der Krieg ist der beste
Lehrmeister. Was vorher Problem und Experiment gewesen
ist, wird durch ihn klare, rauhe Wirklichkeit. Nichts bietet daher
einen dankbaren Gegenstand als eine kleine Betrachtung über
Krieg und Geburtenrückgang.

Der Weltkrieg hat uns gelehrt, daß Technik und Intelligenz
der Heeresführung von außerordentlicher Bedeutung sind. Na-
mentlich den russischen Millionenheeren gegenüber haben sich diese
beiden Kriegsfaktoren glänzend bewährt. Aber es wäre doch ein
verhängnisvoller Irrtum, den Menschenfaktor geringer als diese



Der neue griechische Ministerpräsident M. Staludis.

ausgebürodeten Mannschaften in Streitkräfte nur 4,2 Prozent
feiner Bevölkerung ausmacht, kann, wenn es die Gesamtmasse
seiner Wehrfähigen im gleichen Prozentsatz der Bevölkerung
wie Deutschland mobil machen würde, über 15 Millionen Mann
ins Feld schicken. Mit dieser schwebenden Gefahr müssen wir in
Zukunft rechnen. Deutschland und Österreich-Ungarn haben
gewiß auch noch ein starkes Menschenreservoir. Für unsere mili-
tärische Behauptung in Zukunft ist aber erforderlich, daß der Be-
völkerungszuwachs in beiden Ländern nicht kleiner wird, daß
wir nicht auf eine Linie unserer Bevölkerungsbewegung geraten,
die zum Niedergang der zahlenmäßigen Gestaltung eines Weltvolles
führt.

Prüfen wir einmal kurz Stand und Tendenz unserer Be-
völkerungsbewegung! Im Jahre 1871 betrug der Ausfall an
Bevölkerungszunahme etwa 250 000 oder 6 auf 1000. Der Ge-
samtblauf an Toten und Vermissten im Heere belief sich auf
etwa 53 500 Mann oder 3 bis 4 Prozent der Gesamtstärke des
damaligen Heeres. Wenn man die heutige Schärfe der Kämpfe
und andererseits die größeren Fortschritte in sanitärer Beziehung
ins Auge faßt, so darf man wohl für den jetzigen Krieg den gleich
großen Prozentsatz an Toten ins Auge fassen. Die Gesamt-
effektivstärke des deutschen Heeres betrug im Jahre 1870/71
1 350 787 Mann. Nehmen wir heute bei längerer Kriegsdauer
und Heranziehung nicht ausgebildeter Mannschaften die vier-, fünf-
und sechsfache Zahl an, und fügen wir den Verlust unseres Heeres
an Toten einen vier- bis sechsfachen Betrag am Geburtenausfall
in den Jahren 1915 und 1916 wie im Jahre 1871 hinzu, so würde
die Verringerung des Bevölkerungswachstums für Deutschland
bedeutend mehr als den Betrag des natürlichen alljährlichen Be-
völkerungszuwachses zu schätzen sein. In Anbetracht der zahl-
reichen Jugend auf unseren Schlachtfeldern wird die Geburten-
und Eheschließungsziffer noch auf viele
Jahre hinaus ungünstig beeinflußt sein.

Für Russland kann die durch Tote im
Heere und in der Bevölkerung hervor-
gerufene Stockung der natürlichen Be-
völkerungsvermehrung schon heute auf
1½ bis 2 Millionen berechnet werden,
eine Summe, die bei einem alljährlichen
Geburtenüberschuss von 1½ bis 2 Millionen
freilich nicht allzu schwerwieglichen werden
kann. Frankreich, das alle seine Kräfte auf-
bietet und den Krieg noch dazu im Lande
hat, wird die aller schwersten Verluste an
Menschen haben. Nach Blättermeldungen
soll die Zahl der gefallenen französischen
Soldaten bis Ende Januar 1915 allein
450 000 betragen haben. Unter Hinzu-
rechnung des Ausfalls an Geburten kann
man einen Menschenverlust von über
2 Millionen annehmen. Da Frankreich
aber keinen normalen Geburtenüberschuss
hat, sind diese Verluste niemals wieder zu
ersehen.

Deutschland ist in der Lage, seine
Menschenverluste in einiger Zeit wieder
zu ersetzen. Allein gegenüber einer Welt
von Feinden, bei seiner gefährdeten geo-
graphischen Lage und bei erfolgreicher
Geltung als Weltmacht, muß Deutschland
auch in Zukunft nicht bloß ein waffenstar-
rendes, sondern ein menschenreiches Volk
bleiben. Das ist eine der härtesten Folgerungen des ganzen Welt-
krieges. Es gibt nun Leute, die in Anbetracht unserer großen Hee-
resmassen, des Gewinns von Soldaten, bei uns an keine Ge-
fahr glauben und derartige Warnungen als statistische Spielereien
hinstellen. Es ist wahr, zur Stunde besteht keine Gefahr an
Menschenmangel. Aber auch die Behauptung besteht in voller
Wahrheit, daß wir in einem oder gar zwei Jahrzehnten unseren
militärischen Widerstand auf ganz bedeutend weniger Bajonette
hätten stützen können.

Soll nun in absehbarer Zeit jener Menschenmangel bei uns
zur Tatze werden, dessen Fehlen wir heute den Schutz unseres
Vaterlandes verdanken? Sollen all die Tränen, soll all das
Blut vergossen worden sein, damit in kurzer Wieder von einem
überstarten Feinde angegriffen werden können, weil unsere
Frauen die häufige Mutterlichkeit scheuen, weil wir von unserem
Feinde Unsitthlichkeit und Verweichung angenommen haben,
weil wir nicht mehr in der Kinderstube den Segen der Familie,
sondern im größeren Geldhaufen das Glück unseres Daseins er-
blicken? Wahrlieb bezüglich der Frage des Geburtenrückgangs
steht ungeheuer viel für Deutschlands Zukunft auf dem Spiele.
Die absichtliche Geburtenunterschlagung in allen unseren Ge-
sellschaftsschichten wäre im siegreichen Deutschland der größte Feind,
den das deutsche Volk jemals besiegen hätte. Heute sind unsere
Söhne unser Stolz, unsere Regimenter unsere Volksstärke.
Lassen wir den bisher eingeschlagenen Tendenzen auf Be-
schränkung und Verhütung der deutschen Fruchtbarkeit freien
Lauf, dann wird in einigen Jahrzehnten oder vielleicht schon früher

„Sie sind bei mir geblieben, während ich oft nicht die Zeit hatte.“
„Sie sind hier geblieben, während ich oft nicht die Zeit hatte.“

die Klarheit, die rücksichtige Gefahr wiederum ist sie kein, nur dann größter Ruhm auf Erfolg. Unter nationales Interesse gebietet laut und eindringlich die Selbstbestimmung, die Entgiftung der diesbezüglichen Anschauungen, die Ablehnung von der sieruellen Unnatur und die Rückkehr zur Reuehaft der deutschen Mutter, die schon zu Tacitus Zeiten und auch im Weltkrieg 1914/15 durch ihre Schat von Söhnen und Kindern die Grundlage unserer militärischen, wirtschaftlichen und nationalen Existenz gewährleistet hat.

Wir haben bisher mit einer gewissen Selbstverständlichkeit gerechnet, daß das zur Kriegsführung erforderliche Menschenmaterial einschließlich ist. Weite Schichten der Bevölkerung, denen man stets von Übergabe völkerung, von zu vielen Menschen im Deutschen Reich gesprochen hat, erblieben in dem Aderlaß des Krieges sogar eine begrüßenswerte Erscheinung hinsichtlich der bisherigen Konkurrenz. Andererseits besteht erfahrungsgemäß nach jedem Kriege in der Bevölkerung die Tendenz, die gefundene Bevölkerungszahl wieder in die Höhe zu bringen. Ob diese Jahrhunderte alte Erfahrungstatsache nach dem Weltkriege wieder eintreten wird, kann heute nicht mit Bestimmtheit vorausgesagt werden. Im Jahre 1871 und in den nachfolgenden Jahren hatte die Bevölkerung im allgemeinen von der Möglichkeit der künstlichen Geburtenverhütung keine Ahnung. Das ist heute anders. Selbst auf dem Lande bereits ist die Kenntnis von der Möglichkeit der Geburtenbeschränkung durchgedrungen. Soweit nun materielle Interessen oder Verweichung und Bequemlichkeit die Eltern beherrschten und höhere sittliche religiöse Ideale fehlten, wird die Geburtenbeschränkung in zahlreichen Volkschichten, namentlich bei den oberen Zehntausend, auch nach dem Kriege in Uebung bleiben. Unsere bisherige Geburtengestaltung war aus dem Grunde immer noch günstig, weil dem Sinken der Geburtenziffer gleichzeitig ein noch stärkeres Sinken der Sterbeziffer infolge unserer sanitär-hygienischen Maßnahmen zur Seite lief. Dem weiteren Sinken der Sterbeziffer aber sind Schranken gesetzt, während die Neigung zur Geburtenbeschränkung seine Grenzen zu kennen braucht. Wenn nun das bisher schon eingetretene Zweiflinderystem bei uns noch stärker um sich greift, dann geraten wir in die Lage Frankreichs, und die Früchte des Weltkrieges 1914/15 sind in einigen Jahrzehnten völlig verloren. Anstatt daß die deutsche Eiche ihre Äste immer weiter ausbreite und ihre Wurzeln immer tiefer treibt, frisht dann ein Wurm an ihr, der heimtückisch Deutschlands Größe unterwühlt. Wenn die Wiegen in den deutschen Kinderstuben leerer werden, dann beginnt Deutschlands Haltung zu verblassen.

Wir dürfen uns nicht damit zufrieden,
daß wir im Durchschnitt alljährlich einen
Bevölkerungszuwachs von etwa 800 000
Menschen aufzuweisen haben. Es gab auch
schon Jahre, wo wir um eine Million
Menschen zugenummen haben. Im Jahre
1880 kamen in Deutschland auf Tausend
Einwohner 39,12, im Jahre 1890 36,9,
im Jahre 1900 36,7 und im Jahre 1912
29,1 Geburten. Das bedeutet im Verlaufe
von drei Jahrzehnten ein Sinken der Ge-
burtzziffer von nicht weniger als 10 für
Tausend. In sämtlichen deutschen Städten
mit mehr als 15 000 Einwohnern betrug
im Jahre 1912 der Geburtenüberschuß
(im ganzen Reiche 13 bis 14 fürs Tausend
alljährlich) nur noch 10,5 fürs Tausend gegen 13,6 fürs Tausend
im Jahre 1901 und bei den Großstädten war er noch kleiner als
10 fürs Tausend, während in Abetracht des günstigen Alters-
aufbaues in den Städten ein viel höheres Ergebnis zu erwarten
wäre. Unsere Großstädte haben zum Teil bereits französische
Zustände erreicht oder sogar übertroffen. So kamen in Berlin
auf 1000 Ehefrauen im Jahre 1880 205, 1890 163, 1900 127
und 1910 gar nur 90 Geburten. Im Jahre 1876 hatte Berlin
mit 47 000 Geburten mehr Geburten als im Jahre 1911 mit
45 000 zu verzeichnen, obwohl im genannten Zeitraum die Ein-
wohnerzahl auf das Doppelte gestiegen war. Wir haben keine
weiteren Zahlenangaben mehr notwendig, um das Umsichtgreifen
des verderblichen Zweitkinderystems in Deutschland zu bestätigen.
Dieser Wurm sitzt in unserem Munde, und wir müssen trachten
ihn jetzt durch den Krieg als Lehrmeister in der Zeit der nationalen
und kulturellen Erneuerung zu töten.

Die Abneigung gegen die östere Kinderschaft ist bei uns in recht vielen Kreisen vorhanden. Kann man nicht oft hören und lesen, daß kinderreiche Familien nur sehr schwer einen Hausbesitzer finden, der sie nicht selten ...t saurer Miene aufnimmt, oder der sie überhaupt wegen ihrer Kinder abweist? Hören wir einmal bei Damentränzchen zu, wie sich gesunde Frauen einander ihre Abscheu vor vielen Kindern zusündern oder mit ihrer Geburten abstinenz laut sich drücken. Wird nicht der Mann mit einer statlichen Kinderzahl hemmleidet, eben um seiner vielen Kinder

men. Wollt es nicht in vielen streuen als auszumachen,
daß man, um standesgemäß leben und austreten zu können, mehr
nicht als zwei Kinder haben darf? Wir brauchen nicht länger
in den Spiegel der modernen Anschauungen über Familie, Ehe
leben und Kinderzahl zu blicken, wir könnten unhing der Wahrheit
getreu noch dictere Farben über unsere herrschenden Anschauungen
und eingetrennen unsittlichen Bräuche auftragen.

Da ist es denn ganz klar, daß vor allem das moralische Bewußtsein unserer Frauen und Mädchen, der künftigen Mütter, geweckt werden muß. Welcher deutsche Jüngling und Mann möchte bei Unverborbenheit seines Herzens und seiner Anschauungen einem Mädchen die Hand zum Lebensbunde reichen, die, wie es gar nicht selten vorkommt, sich auf dem Stiefelabsatz herumdreht und erklärt, Kinder wolle sie nur eines haben, sie wolle auf ihre Vergnügungen nicht verzichten. In einer Zeit, in der die Männer Gut und Blut fürs Vaterland opfern, in der schon aus Patriotismus kinderreicher um Ehrenjad e ist, in einer solch erbabenden einstien Zeit müssen solche Reden, solche Anschaunungen verschwinden. Nicht die Frau ist der höchsten Achtung wert, die eine höhere Töchterschule absolviert hat und im Sport die höchste Fertigkeit an den Tag legt, sondern die Frau, die dem Manne, der Familie, dem Staate Kinder schenkt und sie in Opfermut und Herzessingabe für höhere Lebensaufgaben erzieht. Dieser Wille zum Kinde muß wieder überall lebendig werden. Nicht die kinderarme, sondern die kinderreiche Frau ist die Hauptstütze der Gesellschaft, ist die Trägerin der Kultur, ist die Gewähr deutscher Kraft und deutsche Zuflucht. Wir haben lange genug in der Anhäufung von materiellen Schäden, im Hinausstreben in immer höhere Gesellschaftsklassen und im sorgfältig und ängstlich gehüteten sogen. standesgemäßen Aufstreben den Hauptthiland des Lebens erblickt.

ehren wir doch zurück zur Kultur des
amalienlebens, dessen Hauptgrundlagen
in der sind, und streifen wir alle Fesseln
ab, die irgendwie diesem hohen Ideale
der Familienkultur und Kindererziehung
zu Wege stehen.

Der Staat, der ein Interesse an einer wachstumsfreudigen Bevölkerung hat, möge durch Steuererleichterungen, Elternschaftsversicherungen und sonstige Unterstützungen den Geburtenrückgang unterbinden lassen. Deutlich und patriotisch empfindende Männer und Frauen aber müssen die Gefahr des Geburtenrückganges für den Staat und für die Einzelmilie erkennen und dürfen nicht länger den Lügenden der Unsitthlichkeit, der französischen Verkommenheit nachgeben. Unsere Frauenvereine jeder Art, unsere Volks- und Seelenführer, Politiker, Aerzte, Priester haben in der Bekämpfung des größten Feindes des deutschen Volkes eine ihrer hehrsten und dankbarsten Aufgaben. Wir haben die Lage der Dinge mit seinem einzigen Pinselfrich zu schwarz gemalt. Der Krieg sowie die Hoffnung auf einen langen Frieden haben uns zu dieser offenen Klarlegung der Verhältnisse veranlaßt.



Der englische General Monro,
der neue Kommandant der Verbündetenstreit-
kräfte an der Dardanellenfront, der den Mut
hatte, seiner Regierung an zu empfehlen, das
Dardanellenabenteuer aufzugeben und die
Truppen zurückzuziehen.

Sprüche.

Es siegt immer und notwendig die Begeisterung über den
der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Armee, noch die
Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemütes ist es,
welche den Sieg erkämpft. Fichte.

Propheten wimmeln stets in trüber Zeit hervor.
Joh. Peter Dz (Das Erdbeben.)

Beim Beginne einer Unternehmung und unweit des Ziels ist die Gefahr des Mißlingens am größten. Wenn Schiffe scheitern so geschieht es nahe am Ufer. Ludwig Börne

Gerechtigkeit war stets der Grund,
Darauf ein tapfrer Mann bestund.

Im Völkerrecht pflegt eine Danzespflcht, als eine Ver-
einträchtigung des nationalen Stolzes, eher zu einem stillen
Groll, als zu echter Freundschaft zu führen. H. v. Sybel.

Sprüche.

Fast die Gelegenheit nur beim Schopf;
Aber sieh', ob auch echt der Kopf!
Plötzlich sonst von dem ganzen Glück
Hälst du in Händen die leere Perücke.

In Versuchung und Trübsal bewährt sich
der Mensch, wie weit er vorgeschriften sei,
und darin besteht sein Wert und wird seine
Tugend offenbar.

Die Krähe ist jetzt der eigentliche Charrattervogel des Kriegsschauplatzes, und sowohl Rebek- wie Saatkrähe sind dort ungemein häufig vertreten. Diese flugen Vögel haben es in ihrer Art vortrefflich verstanden, sich der kriegerischen Zeit anzupassen. Nahrung finden sie ja in Hülle und Fülle. Aber ihre angeborene Vorsicht haben sie nicht abgelegt, gehen dem Gefechtsraum aus dem

Weg, umlagern aber um so zahlreicher die Rastplätze der Truppen und die Etappensationen. Gegen Gewehr- und Geschützfeuer sind sie weit ängstlicher als die Kleinvolgenvögel. Ein Kriegskamerad schreibt: Fast überall fand ich auch im den Schlitzengräben zahme Krähen, die unsere Feldgrauen aufgezogen hatten, und die nun durch ihre lustigen Streiche ihre Freunde ergötzen und nicht wenig dazu beitragen, unseren tapferen Kriegern über die Einförderlichkeit des Stellungskrieges hinwegzuhelfen. Auch an den vorbersten Feldlazaretten erfüllen zahme Krähen eine ähnliche Aufgabe, und ich sah manches Lächeln über die Büge Schwerverwundeter huschen, wenn ihr Auge teilnahmsvoll den postierlichen Sprüngen des "Jakob" folgte."

Die ersten Tulpen sollen im Jahre 1466 aus der Türkei nach Böhmen gekommen sein; nach Konrad Gesner wurden sie 1559 in Augsburg als Gartenblumen gezogen. Die Türken waren überhaupt große Blumenfreunde. Bistor Hehn erwähnt, daß Mohammed IV. die Gartennarunsel (Ranunculus asiaticus) zur Lieblingsblume erwählt hatte, die er in allen Formen aus den Provinzen seines weiten Reiches herbeischaffen ließ, um sie in den Gärten seiner Hauptstadt anzupflanzen. Auch der türkische Flieder und der orientalische Hyazinthe wurden uns durch die Türkei vermittelt, aus deren Heimatlande ferner die Kastanie stammt. Seit einigen Jahren ist unser Interesse für Blumen nach türkischem Geschmack wieder lebendig geworden, lange bevor wir an ein Waffenbündnis mit den Türken selbst dachten.

Diebstähle wurden vor 200 Jahren in Berlin und in Petersburg sehr verschieden beurteilt. Fast gleichzeitig fragte man in beiden Städten über die Zunahme der Diebstähle. Friedrich Wilhelm I. gab der

Überlieferung nach den strengen Befehl, jeden Dieb vor dem Hause aufzuknüpfen, wo er gestohlen habe, und noch lange hieß ein Haus in der Brüderstraße, vor welchem ein Dienstmädchen unschuldigerweise gehängt wurde, „das Galgenhaus“. Auch Peter der Große fasste den Entschluß, die Spitzbuben zu hängen, als in Petersburg die Diebstähle überhand nahmen. Er befahl dem Generalprokurator Jaguschinskij: „Schreibe einen Uras durch das ganze Reich: Wer nur so viel stiehlt, wie ein Strid zum Hängen kostet, soll gehängt werden!“ Der aber erwiderte: „Was fällt dir ein, Peter Alexejitsch? Willst du ein Kaiser ohne Diener und ohne Untertanen sein? Wir stehlen alle!“ Peter und Jaguschinskij lachten beide, und der gefährliche Uras blieb ungeschrieben. Und so ist es zu Russ und Frommen der russischen Beamtewelt geblieben bis auf den heutigen Tag.

bringt wenig Unannehmlichkeiten mit sich. Immerhin aber haben die elektrischen Lokomotiven, welche die Schiffe durch die Schleusen ziehen, eine veränderliche Zugkraft aufzubringen.

Verschnappt. Freund: „Seitdem die Geschichte mit deinem Bankerott vorgekommen ist, verkehrst du wohl nicht mehr am Stammtisch zum „goldenen Hirsch“?“ — „O, selbstverständlich . . . ich sitze sogar jetzt alleine daran!“

Badische. „Von unserem Hauslehrer bin ich gräßlich enttäuscht!“ — „Ich denke, er hat so brillante Zeugnisse?“ — „Ach ja — aber die Photographie war furchtbar gescheitelt!“

Vorausgeschenkt. Madame: „Ihr Eiserne Kreuz hat Ihr Bräutigam gekriegt?“ Da dürfen Sie aus der Wurstammer eine recht große Wurst nehmen. — Rödin: „Ist schon abgeschafft, gnädige Frau!“

Verschnappt. Gast: „Kein übler Wein, dieser 93er; aber er schmeckt etwas nach dem Pfropfen!“ — Wirt: „Unmöglich! Der sitzt doch erst 'ne halbe Stunde drauf!“

Reingefallen. Junger Chemann: „Na, Sie haben mich reingelegt! Sie behaupteten doch immer, mein Schwiegervater hätte Geld wie Heu?“ — Heiratsvermittler: „Nu, hat er etwa Heu?“

Ein gutes Herz. Hausfrau (zur Rödin): „Wie — den ganzen Bratenrest haben Sie Ihrem Schatz zugestellt?“ — „Entschuldigen gnä‘ Frau; er ist der einzige Ernährer seiner Mutter!“

Unbeschreiblich. A.: „Möchtest du mir nicht etwas Mammon leihen, lieber Freund?“ — B.: „Ja; aber ich verstehe eigentlich nicht, daß du immer und ewig in der Klemme bist.“ — A. (resigniert): „Ich auch nicht; wo ich doch so viel gepumpt kriege!“

Rätsel.

Wie heißt der Quell, der unerwartet fließt, Und sich dann übers Ufer schnell ergießt, Der salzig wie des Meeres Wasser ist, Des tiefen Grund die Meßchnur nie ermischt?

Wie heißt die Flut, die nie vom Regen schwält, Die meistens nur in Unglücksstunden quillt, Doch oft bei Freudenfesten schnell erscheint? Wenn lang Getrennte neu das Glück vereint?

Auslösung des Rätsels in voriger Nummer:
Fle — derwisch.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur:
Dr. Kellen, Bredeneck (Münz), Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Koenen, Essen (Münz).



Die feierliche Eröffnung der Warschauer polnischen Universität in Gegenwart Se. Exzellenz des General-Gouverneurs von Beseler. (x)